

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Hundeseelen
Autor: Risor, T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gründungsfeier im Jahre 1891 in Anerkennung der vielen Verdienste mit dem Ehrenbürgerrecht beschenkt wurde.

Trotz dieser ehrenvollen Auszeichnungen, welche seine Kunst ihm einbrachte, blieb Bühler nicht blind gegen ihre Schwächen. Noch kurz vor seinem Tode klagte er einem Bekannten, wie schwer es ihm stets geworden sei, nicht in eine kleinliche und trockene Ausführung zu verfallen, womit er richtig die Klippen bezeichnet, an denen eine Kunstbetheätigung, deren Gebiet immerhin ein einseitiges und beschränktes ist, und welche althergebrachte Vorschriften an bestimmte Formen binden, so leicht Schiffbruch leidet. Aber trotz dieser Selbsterkenntnis und des ehrlichsten Strebens vermochte er nicht immer, sich frei von den genannten Fehlern zu halten. Der Grund dazu aber mag weniger in seiner Kurzsichtigkeit gelegen haben, wie er selbst glaubte, als in dem Mangel an einer tüchtigen, auf breiterer Basis fußenden künstlerischen Erziehung. Diese Lücke machte sich namentlich dann geltend, wenn er, aus dem Rahmen des Wappens und seiner heraldischen und architektonischen Zuthaten heraustretend, versuchte, durch allegorische Figuren seine Kompositionen reicher zu beleben. So lange er seine Schildhalter mit den steifen Eisenrüstungen umschalen kann, wird dieser Mangel in der Sicherheit und Freiheit der Bewegung der Glieder weniger

fühlbar, und die Korrektheit der Details läßt die Versteifungen und Verzeichnungen der Figuren vergessen. Wo diese aber für sich zur Geltung kommen sollen, vermag er nicht immer, ihnen die belebende Kraft künstlerischer Durchbildung zu verleihen, und wir können uns des Eindruckes kaum erwehren, als haben wir es bloß mit dekorativen Gliederpuppen zu thun. Darin steht er vielen Meistern des 16. Jahrhunderts, deren Kunst er zu der feinigsten zu machen suchte, trotz eifrigsten Strebens nach, selbst solchen, die er durch Formenschönheit und eine bis zur Vollendung des unscheinbarsten Details sich gleich bleibende Liebe zu seinen Arbeiten überragt. Ein Selbstbekenntnis von rührender Schlichtheit legte er noch kurze Zeit vor seinem Tode in einem Schreiben an einen Freund nieder, worin er in dem Bewußtsein, die Grenze erreicht zu haben, wo die abnehmenden Geisteskräfte die letzten Scheidegrüße mit der Vergangenheit tauschen, schreibt: „So liegt eine ziemlich reiche Thätigkeit hinter mir und, wenn ich meine verhältnismäßig geringe natürliche Begabung in Betracht ziehe, so kann ich heute, im Rückblick auf dieselbe, die stets gehegte Ueberzeugung bekräftigen: es war mir nebst erster Liebe zur Kunst und ausdauerndem Fleiß nur durch den Segen Gottes möglich, das meiste davon zu vollführen. — Ihm allein die Ehre!“

H. Lehmann, Zürich.

Hundeseelen.

Es ist eine alte Geschichte . . .

Aus den Memoiren eines Hundes, von Th. Risor.



„Junge Mädchen haben alle Hundeseelen,“ meinte heute Hans, und das sagte er so verächtlich, daß ich, der langjährige treue Freund der Familie, empört zu knurren anfing. Aber Leni, meine liebe, einzige Leni, der der Vorwurf gegolten hatte, strich mir begütigend über den Kopf und sagte:

„Sei nur zufrieden, Leo, eine treue, hingebende Hundeseele ist etwas Rechtes, ich bin zufrieden, wenn ich eine habe.“

„Ja, aber du kommst nicht weit damit,“ warf der skeptische Hans, wie ihn der Papa nennt, ein; „heutzutage sind die Hundeseelen nicht begehrt, wer gibt dir was für Treue und Hingebend und Liebe und solches Zeug, das kann in unserem Obligationenzeitalter niemand würdigen.“

„Aber Hans,“ sagte vorwurfsvoll Leni, „sprich doch nicht so schrecklich! Wir werden sehen, ob nicht jemand uns Hundeseelen brauchen kann, nicht, Leo? Wir wollen vorderhand einmal solche bleiben.“

Ich legte ihr bestimmend die Hand; eine Hundeseele, wie meine Leni sie hat, die wird man schon brauchen können, warten wir ab.

Wenn ich so neben meiner Leni liege, ihre Füße mit meinen Pfoten halte und zu ihr aufsehe, dann kann ich es nicht begreifen, daß nicht alle Leute, die in ihre Nähe kommen, sich auch gleich vor ihr niederwerfen aus lauter Bewunderung. Aber da wo ich bisher gelebt habe, scheint so ziemlich niemand fähig, Lenis Schönheit zu sehen, die Leute starren sie an, wie sie mich zuweilen anstarren, das heißt, als einen Gegenstand, der ihnen gerade zufällig den weiteren Horizont verdeckt, und deshalb ihr Auge fesselt.

Wenn man sie einmal näher ansieht, so finden die Tanten ihr weiches, lockiges, blondes Haar extravagant, alte Onkeln betrachten ihre weißen Zähne, als ob sie fragen möchten: „Sind sie falsch?“ und wenn ihre Augen einmal recht aufleuchten, so gibt ihr die Mama Essenzen, „um die Aufregung zu dämpfen.“

Neulich hatte sie ein neues Kleid bekommen; was daran Besonderes war, kann ich nicht beschreiben, ich weiß nur, daß ich an dem Sonntag, wo sie es das erste Mal trug, immer

neben ihr liegen und sie ansehen mußte, bis sie sich zuletzt niederbog, die Arme um meinen Hals legte und mich immerfort fragte:

„Leo, bin ich hübsch? sehe ich wirklich, wirklich hübsch aus?“

Ich konnte nichts thun, als sie in hellem Entzücken immer ansehen, aber, das war ihr genug, sie wußte schon, was ich damit sagen wollte.

Auf einmal merke ich, daß etwas in unre Nähe kommt, ich fange an zu schnuppern, und kann mich nur nicht entschließen, meinen Kopf unter Lenis Händen fortzuziehen, da steht das Etwas schon vor uns, ein junger Soldat ist es, und wie ich auf ihn los will und schon zum Wellen ansehe, bemerke ich in seinen Augen etwas, was in denen aller Onkeln und Tanten fehlt, wenn sie Leni ansehen.

So ziehe ich mich denn beruhigt hinter den Sessel zurück, denn ich merke schon, der weiß meinen Schatz zu würdigen. —

Wie er fort ist, sieht Leni noch hübscher aus, und ich weiß mich vor Freunden kaum zu fassen und bin überzeugt, daß es aller Welt so gehen muß.

Aber o weh, ich habe vergessen, daß nur ich und junge Soldaten und Lenis Onkel Eugen die rechten Augen dazu haben, und plötzlich fällt es mir schwer aufs Herz, daß ja auf den Nachmittag eine Menge Tanten erwartet werden.

Ich betrachte mir darauf hin Lenis Kleid noch einmal, und da fühle ich, daß die Tanten es nicht so bewundern werden wie der Soldat und ich, es ist auch gar so anders, als das der Cousinen, so hell, so duftig, so — grazios.

Und richtig, wie der Nachmittag da ist, sehe ich, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hat.

Zuerst kam Tante Grite. Die rannte gleich freudestrahlend auf Leni los, aber als sie schon die Arme ausstrecken wollte, um sie zu umarmen, fuhr sie plötzlich zurück, wie wenn ich ihr an den Hals gesprungen wäre, und mit einem bedenklichen Nasenrumpfen:

„Ah, ein neues Kleid, etwas auffallend!“ ging sie um die Ecke.

Dann kam Tante Meta; die setzte schon von weitem die Vorquerte auf und schnüffelte in der Luft herum, wie wenn ihr etwas in die Nase geflogen wäre. Dann ging sie hochgehobenen Hauptes, Leni nur quäblich zunicend und ihr dabei vernichtende Blicke zuwerfend, zu den Andern. Später kamen noch mehr Tanten, aber ich mochte der Kritikelei nicht mehr zusehen und legte mich hinters Haus.

Als ich von einem erquickenden Schläfchen wieder aufwachte,

beschloß ich, mich in den Tantenkreis zu wagen, um nach meiner Leni zu sehen. Da stand sie an einem kleinen Tischchen mit der Theefanne beschäftigt, ganz unglücklich und rot vor Scham im Gesicht, und daneben saß die liebe Verwandtschaft und in ihrer Mitte die Frau Mama, verlegen zu allem Beifall nickend.

Ich brauchte nicht lange zuzuhören, um zu merken, was da für ein Gericht gehalten wurde; so ging ich denn zu Leni hin und sah zu ihr auf, und da wußte sie gleich, was ich sagen wollte:

„Sei ruhig, Leni, hör' nicht, was die engherzige Verwandtschaft sagt; ich und der Offizier von heute Morgen, wir finden dich schön, ist das nicht genug?“

Da lachte sie auf einmal, so daß die Tanten sich empört umfahen, und dann setzten wir uns zusammen unter die Linde und träumten von herrlichen Zeiten, wo alles Schöne existenzberechtigt würde und keine spießbürgerlichen Tanten mehr über zu goldene Locken und ein zu hellblaues Kleid die Nase rümpfen würden.

Professoren müssen eine besondere Abart von Menschen sein, wie bei uns die Möpfe, wenigstens erinnert mich vieles daran. Ein Mops ist ein von alten Jungfern sehr geliebtes Tier, das ewig ein laures Gesicht macht, ewig über etwas nachgrübelt, und wenn er einmal ins Klaffen kommt, nicht mehr aufhören kann und gleich seinen ganzen Gedankenstrom vor uns andern Hundem auspackt.

Nun hörte ich leghin sagen, ein Professor sitze im Schoß der Wissenschaft — folglich muß bei den Menschen die Wissenschaft etwas sein, wie bei uns die Hundetanten, ein Wesen, in deren Schoß die Professoren als menschliche Möpfe wohlzig sitzen. Daß ein Professor Nehmlichkeit mit einem Mops hat, wird mir kein ehrlicher Hund bestreiten können, denn er scheint auch ein düsteres Gesicht für würdevoller zu halten, als ein vernünftiges, grübelt meistens über etwas nach, was andere nicht begreifen können, und wenn er dann einmal ins Reden kommt, kann es leicht passieren, daß seine Zuhörer stumm dastehen und Gesichter machen, an denen man sieht, es geht ihnen wie uns, sie verstehen ebenso wenig davon, wie wir von dem Gedankenreichtum der Möpfe.

Lenis Papa ist zwar auch ein Professor, aber der ist so anders als die andern und spricht stets so nett, wie ich an den Gesichtern der Zuhörer sehen kann, so daß ich sicher bin, er ist nur ein unedelter Professor.

Heute war ein echter Professor da, der hatte ein Gesicht, genau wie ein Mops, ganz so griesgrämig und mit den tiefen Denkerfalten auf der Stirn. Auch sprach er in einem fort auf unsere unglückliche Familie ein, und zwar über ein Thema, das mir ganz unbekannt war, ich hörte nur immer das Wort „Komma“. Dabei benahm er sich wie ein Mops, der eine Fliege sieht und eine Ewigkeit darauf hindellt, weil er zu faul ist, sie gleich wegzuschnappen.

Der Professor, der Papa und Hans bekamen immer röttere Köpfe, Leni gähnte in einem fort und ich lag zu Füßen des Professors und nagte ihm ein Loch in die Hosen, was er jedenfalls nie bemerken wird.

Heute war der Lieutenant wieder da. Merkwürdig, wie oft der kommt; es geht ihm wie mir, er kann auch nicht lange von Leni fort sein, und deshalb habe ich ihn gern. Weniger gern haben ihn Papa und Mama, er ist so anders als die andern jungen Herren, die zu uns kommen, immer lustig und vergnügt und sagt Leni immer Dinge, über die sie rot wird. Dabei lacht er über die Spießbürger und auch oft über die Professoren, so daß ich fürchte, er wird nicht mehr lange kommen dürfen. Und er ist doch so nett, streichelt mich genau so, wie Leni es macht, und guckt in die Welt, wie man gucken muß, um einem treuen Hundeauge zu gefallen.

Unser Offizier ist richtig verbannt worden, wenigstens kommt er lange nicht mehr so oft wie sonst. Dafür reitet er jetzt sehr viel am Gartenhag vorbei, und wenn ich dann an ihm heraufspringe, kopft er mich zärtlich und sagt:

„Such' Leni!“ und dann suche ich sie und sage ihr mit Blicken und Luftsprüngen, wer da ist. Dann spaziert sie ganz langsam im Garten umher, bis sie wie von ungefähr an die Stelle kommt, wo draußen der Reiter steht. Haben sie sich

erblickt, so wird sie ganz rot, und der Herr Felden — so nennt ihn Leni immer — wird auch rot, und dann plaudern sie ein wenig, und zuletzt reckt sich Leni fast die Glieder aus, um ihm die Hand geben zu können. Dann sprengt er davon, und Leni schaut ihm nach und scheint alles andere zu vergessen, bis ich sie am Kleid zupfe und wir langsam zusammen ins Haus gehen.

Ich studiere immer daran herum, was eigentlich „Wissenschaft“ sein könnte, denn ich höre so oft davon sprechen. Bis jetzt habe ich nur gemerkt, daß es nichts für junge Mädchen und lebensfrohe Hunde ist, weil Leni immer fortläuft, wenn sie das Wort hört, und weil ich dabei immer an den Mops-Professor denken muß. Gestern war eine Lehrerin da, von der hieß es, sie sei der Wissenschaft sehr ergeben. Nun bin ich zu dem Schluß gekommen, daß diese etwas sein muß, wie die Lehrerin, etwas Vertrocknetes, Pedantisches, das allem Schönen und allem Frischen und Fröhlichen abhold ist. Jedenfalls sind die Menschen zu bedauern, die ihr verfallen, denn sie saugt den meisten alles Lebensblut aus, wie die Spinne einer Fliege.

Lenis Bruder Richard ist in die Herbstferien gekommen. Das ist ein Leben! Das ganze alte Haus steht auf dem Kopf, und es ist plötzlich, wie wenn jedes Möbel aus einem langen, tiefen Schlaf erwachte, und alles im Hause merkte, daß man ja noch lebt. Die Mama bringt er immerwährend in Aufregung, weil er stets „gegen den Anstand verstößt“. Das ist ihre stete Medensart, und er seinerseits schimpft über das hier herrschende Ceremontell.

Gestern Abend nun hat er einen so schrecklichen Streich begangen, daß heute morgen alles drunter und drüber ist und die Mama mit einer fürchterlichen Migräne zu Bett liegt. —

Es war große Gesellschaft, und im Saal war schon gedeckt und alles bereit. Da piff mir Richard und sagte: „Kommt, Leo, wir wollen die Spießbürger ein wenig aus ihrem Schläfchen aufrütteln.“ Ich schaute ihn verständnisvoll an, denn bei dem Wort „Spießbürger“ war mir das Kleidergericht vom Sommer in den Sinn gekommen, und mein Hundeherz jubelte bei dem Gedanken, daß die langweiligen, gleichmütigen Gesichter der Onkeln und Tanten sich so fürchterlich in die Länge ziehen würden, denn daß Richard einen schlimmen Streich im Sinne hatte, merkte ich schon.

Wir gingen in den Speisesaal und ich legte mich in Erwartung des Kommenden behaglich nieder, machte die Augen weit auf und spitzte die Ohren. Richard ging unterdessen leise um den Tisch herum, nahm da und dort Karten auf und vertauschte sie mit andern. Dann beschaute er sein Werk noch einmal, rieb sich die Hände und sagte:

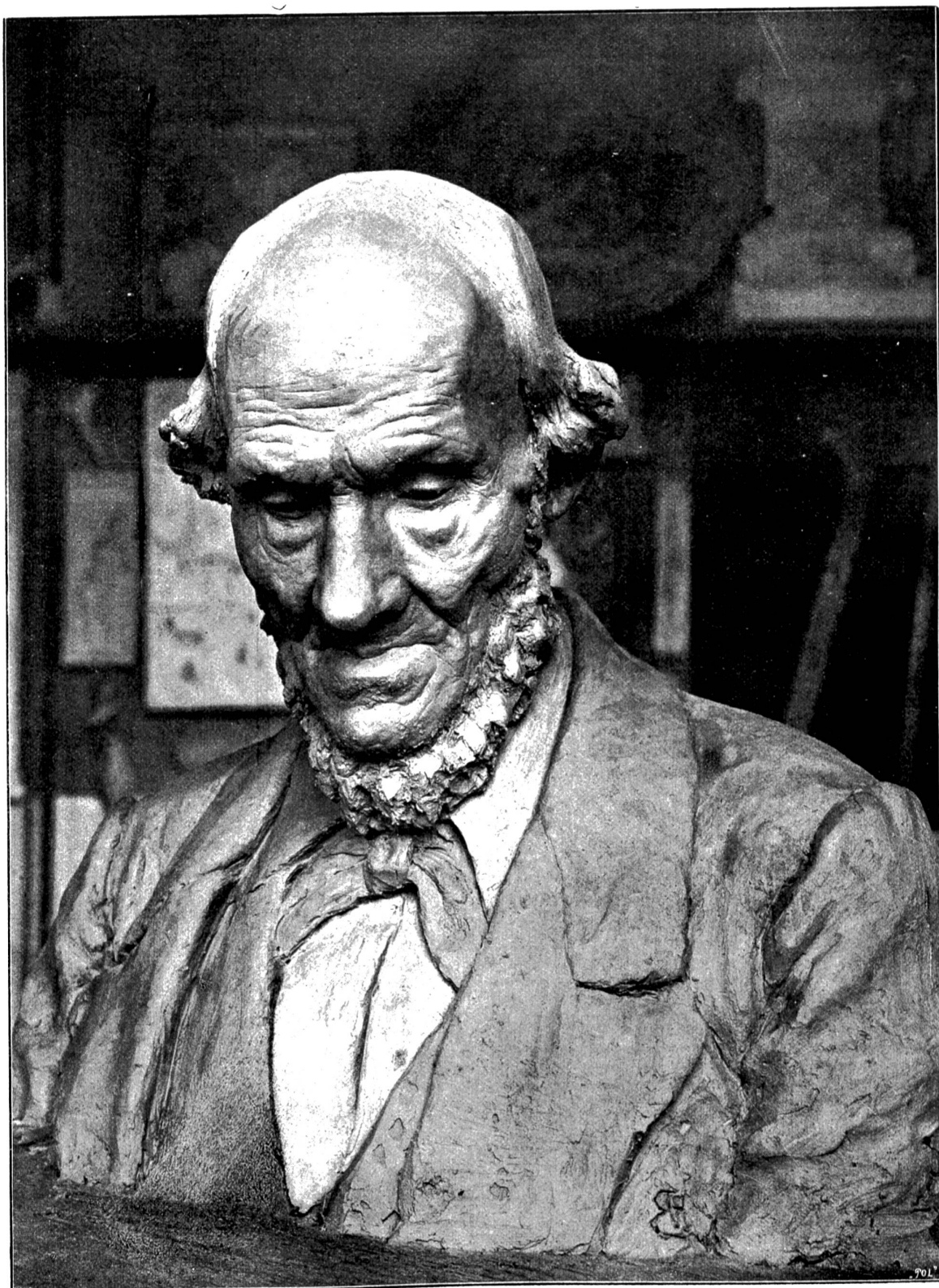
„Ach, wie wird sich der Onkel Eugen freuen, wenn er ein junges Mädchen an seiner Seite hat, da kann er doch einmal seine Wiße anbringen. Und die Tante Gräte wird entzückt sein über den sanften Arthur als Tischherrn; sie passen ausgezeichnet zusammen. Leni braucht den langweiligen Zopf nicht immer zu haben, sie soll mal neben den Felden kommen, der ist amüsanter. Meinst du nicht auch, Leo?“

Ich wedelte natürlich sehr freudig, denn da war keine Frage, daß Leni lieber unsern Offizier zum Tischnachbarn hatte, als den steifen Arthur, den die Mama immer neben sie setzt.

Dann gingen wir hinaus, ich auf meinen Aufpasserposten zur Hausthüre und Richard mit dem dümmsten Gesicht von der Welt und die Hände in die Hosentaschen vergrabend, in den Salon.

Bald ging die Gartenthüre auf, und die Ersten kamen. Es waren natürlich der Herr Obrichter samt Gemahlin. Der Herr Obrichter steckte fein in Schwarz, wie immer, und an dem ganzen Menschen war alles tadellos; ich hätte mir sein unglückliches Gesicht gut denken können, wenn er irgendwo ein Fleckchen entdeckt hätte. Darum leckte ich ihm auch im Vorbeigehen mitleidig ein Häerchen ab, das sich unten an seine Nase gehangen hatte, denn ich philosophierte: Bist du einmal so peinlich pedantisch, so mußt du's auch bleiben, ich kann dich doch nicht ändern! — Seine Frau trug schwarze Seide und schwarze Glacehandschuhe, und machte dasselbe Gesicht wie immer; mich beachteten sie natürlich nicht.

Ihnen auf dem Fuße folgten der Herr Rat und seine Frau, vor der Leni und ich eine besondere Scheu haben, ich



Studienkopf.

Von Baldin, Bildhauer, Zürich.

weil sie meckert wie eine Ziege, wenn sie lacht, so daß ich mich immer in Acht nehmen muß, nicht auf sie loszuspringen; und Leni, weil sie sie immer küssen will. Ich drehte ihr verachtungsvoll den Rücken zu, als sie an mir vorüber schritt und schaute der „verrückten“ Tante Marianne entgegen, die gerade das Gartenthor aufmachte. Diese Tante hält sich nämlich für eine Berühmtheit; warum und in welcher Kunst wissen wir alle nicht, und weil sie mit Recht mutmaßt, man könnte sie nicht als solche anerkennen, wenn sie einherginge wie gewöhnliche Sterbliche, so trägt sie noch die Kleider von vor vierzig Jahren und geht stets ausgeschnitten wie ein junges Mädchen. Die meisten Leute lachen über sie, aber Richard sagt: „Sie hat doch wenigstens Interessen“, und Leni behandelt sie auch nett, weil sie sonst wirklich gut ist, und darum wede ich auch freundlich, wie sie an mir vorbei geht.

Dann folgen noch mehr Ehepaare, alle in schwarzem Tuch und schwarzer Seide, lauter Honoratioren und alle nach einer Schablone, wie Richard sagt. Die einen kommen mit Söhnen, die andern mit Töchtern, aber sie interessieren mich alle nicht, es ist ja doch einer wie der andere. Der gute Vetter Arthur zupft noch schnell an seiner Krawatte herum, stößt dabei an mich und sagt: „Bardon!“ dann geht er zu den Andern.

Unser Offizier war noch immer nicht gekommen, und ich hatte schon Angst, er würde ganz wegbleiben, aber da stieß auf einmal etwas Eisernes an die Gartenthüre, diese wurde aufgerissen, und gleich darauf klapperte sein Säbel an meinen Ohren vorbei. Er war jedenfalls gerannt, hatte aber doch noch Zeit, mich zu klopfen und mir in die Ohren zu flüstern: „Leni!“ wofür ich ihm, weil ich nichts anderes erwischen konnte, freudig den Stiefel leckte.

Als Vetter kam der gute Onkel Eugen, dem Richard ein junges Mädchen als Tischnachbarin gegeben hatte. Dieser ist ganz anders, als alle andern Onkeln, findet Lenis Locken reizend und macht nie ein gleichgültiges Gesicht, sondern zieht sogar oft Grimassen. Dafür muß er von der übrigen Verwandtschaft manchen mißbilligenden Blick ertragen, was ihm aber gar nichts macht. Wir drei, Leni, Richard und ich, lieben ihn zärtlich, und er vergilt uns unsere Liebe durch alle möglichen Gutmuthen.

Nachdem er hinter der Salonthüre verschwunden ist, gehe ich in die Küche, um mein Nachtessen zu verzehren. Dieser lege ich mich vor den Speiseaal und verjense mich in beschauliche Betrachtungen. Ich stelle mir vor allem das entsetzte Gesicht der Mama vor, als sie sieht, wie die Tafelordnung verändert ist, und dann die langen Gesichter der hochwohlthöblichen Gäste, die sich plötzlich so aller herrschenden Sitte zuwider und aller Rangordnung entgegen kunterbunt mit Jung und Alt durcheinander gesetzt sehen. Dann vergegenwärtige ich mir Lenis zuerst erschreckten, nach und nach aber strahlend werdenden Blick, mit dem sie ihren Tischnachbarn, den Felden, ansieht.

Jetzt wird sich zwar alles wieder gefaßt haben, denn das Essen muß ja bald vorbei sein, und man wird zum schwarzen Kaffee hinüber gehn. Wichtig da höre ich Stühlerücken und Umherlaufen, und dann wird die Zimmerthüre neben mir aufgerissen, und heraus stürmt die Frau Mama und hinter ihr, am ganzen Leibe zitternd, Leni.

Ich weiche starr vor Staunen zurück, denn das ist ja unerhört, daß die Mama von den Leuten wegläuft, wenn sie Gesellschaft hat. Dann aber, wie ich sehe, daß sie Leni vor sich her in ihr Zimmer stößt, schleiche ich mich ihnen nach, verhindere durch meine Pfote, daß die Thüre ganz zugemacht wird, und lege mich in eine dunkle Ecke, um zu sehen, was da geschieht, und Leni nötigenfalls beschützen zu können. Da höre ich nun ein Gespräch, das mich innerlich kochen macht und ich muß mich mit aller Gewalt bezwingen, daß ich der Mama nicht an den Hals springe und sie zerreiße. Leni sitzt leise weinend auf einer Chaiselongue, und die Mama steht vor ihr, zitternd vor innerer Wut, und redet mit leiser, harter Stimme auf sie ein.

„Das hast du gethan,“ höre ich sie sagen, „natürlich hast du es gethan, wer sollte sonst einen solchen Einfall haben, die Leute zu verlegen und mich so vor meinen Gästen und vor der ganzen Stadt zu blamieren. Du glaubtest, ich würde es weniger merken, daß du neben den Felden gewollt hast, wenn du gleich die ganze Tischordnung verändertest! Aber da hast du dich sehr getäuscht, ich habe den Blick wohl gesehen, mit dem du ihn empfangen hast. Was glaubst du denn eigentlich? bildest du dir denn ein, das könnte so fort gehen mit dieser Liebele, oder meinst du am Ende gar, du könntest den Menschen heiraten?“

Einen windigen Lieutenant, der an nichts denkt, als an seinen Schnurrbart und sein Pferd, keinen Pfennig Geld hat und, was die Hauptsache ist, gar nicht aus unserer Gegend stammt, den willst du heiraten, du, die Tochter eines Professors, ein Mädchen aus einer der ältesten Familien unserer Stadt! Da kommst du aber schlecht an, daraus wird nichts! Den Arthur heiratest du, das ist von jeher so abgemacht worden; der ist ein Mensch nach unserem Sinn, bescheiden, ruhig, und dabei reich und von guter Familie. Im Uebrigen wirst du doch nicht so dumm sein zu glauben, der Lieutenant habe Absichten auf dich, der schneidet dir nur die Cour, um sich zu amüüsieren und denkt sich gar nichts dabei. — Er wird auch von heute an unser Haus nicht mehr betreten.

So, da hast du meine Meinung, nun überleg' dir's; zur Gesellschaft kommst du heute nicht mehr, ich werde dich schon entschuldigen.“

Damit ging sie zur Thüre hinaus und schlug sie hinter sich zu. Ich war zuerst noch in einem wahren Bann vor Erstaunen, denn das hatte ich noch nie erlebt, daß die vornehme, ruhige Frau Professorin, die immer dasselbe Gesicht macht, wie ihre Schwestern und Schwägerinnen, sich so gehen ließ. Nachdem ich mich von meinem Erstaunen etwas erholt hatte, wandte ich meine Blicke nach der Seite, wo Leni saß. Diese hatte während der ganzen Rede immer leise vor sich hin gemeint und nur hie und da ein paar Worte, wie: „Ach Mama, — glaube mir,“ und dergleichen gehaucht, und sah jetzt ganz gebrochen da. Ich ging zu ihr hin, legte meinen Kopf auf ihren Schoß, und sah zu ihr auf. Sie fuhr zuerst zusammen, dann aber schlang sie mit einer plötzlichen Aufwallung ihre Arme um meinen Hals und schluchzte laut auf.

„Ach Leo, Leo, nicht wahr, Mama hat nicht die Wahrheit gesagt; er liebt mich ja doch; er muß mich ja lieben; es kann ja gar nicht anders sein! Gelt, lieber, lieber Leo, er liebt mich?“

Was konnte ich da anderes thun, als meinen Kopf fester in ihre Hände drücken und ihr dabei tief, tief in die Augen sehen und ihr mit meinen feurigen Blicken sagen, daß ich auch nicht an Mamas Worte glaube, sondern fest überzeugt sei von der glühenden Liebe unseres Lieutenants.

Und da kam auf einmal die Bestätigung unseres Glaubens, denn wie wir uns noch auf unsere Weise über ihn unterhalten, geht die Thüre auf und Felden steht da. Er muß wohl Leni vermißt haben, sie gesucht, und dann durch ihr Schluchzen die Spur gefunden haben; so steht er denn mit sehr erstauntem Gesicht vor uns und sagt:

„Fräulein Leni, was fehlt Ihnen?“

Dann geht er zu ihr hin und sie kommen sich immer näher und näher und Leni erzählt ihm nach und nach in stockenden Worten, was Mama gesagt hat, und dann sagt Felden auch etwas, nein sehr viel, und ich merke, daß alles in Ordnung kommt und gehe ganz still hinaus, um sie nicht zu stören.

* * *

Leni und ich haben eine herrliche Zeit. Zwar haben wir unsern Lieutenant in den vierzehn Tagen seit der Gesellschaft nicht mehr gesehen, aber wir können doch immer an ihn denken und uns über ihn unterhalten.

Jeden Nachmittag sitzt Leni mit ihrer Arbeit auf der Veranda und ich liege neben ihr, und dann sprechen wir über das, was uns beide am meisten interessiert, sie mit Worten und ich mit Blicken. Dann fängt Leni gewöhnlich von vorne an und erzählt mir jede Einzelheit aus ihrer Bekanntschaft mit Felden, obgleich ich das ja alles schon weiß. Dabei werde ich hie und da plötzlich zum Lieutenant und bekomme dann einen Blick, daß es mich ganz durchschauert und ich denke, wenn ich wirklich der Lieutenant wäre, dann läge ich immer im Staub vor Leni, wenn sie mich so anlähe.

Oft will sie mir auch zeigen, wie Felden ihr die Hand gedrückt hat, und dabei preßt sie meine Pfote so stark, daß ich wiederum denke: Wenn der Herr Lieutenant sein Herz in der Hand hat, dann muß das jetzt ganz in Lenis weiches Händchen hineingepreßt sein.

Wenn aber mitten in unsrer Unterhaltung hinein die Stimme der Mama ertönt, dann fahren wir auseinander; ich laufe an einem Knochen, den ich für solche Fälle bereit halte, und Leni stopft so heftig an ihren Strümpfen herum, als wenn ein jeder ein Offizier wäre.

Die Mama beguckt sich dann Lenis Arbeit, ist auch gewöhnlich unzufrieden damit, und wenn sie dann einen Blick

auf meine Benignität wirkt, bemerkt sie, daß ich einen Knochen habe, wirft ihn fort und schimpft, daß ich solch schmieriges Zeug auf die Veranda schleppe. Dann geht sie und wir fangen wieder von vorne an.

* * *

Heute ging die Mama mit Leni und mir durch die Stadt. Wir kauften Lenis Wintergarderobe, alles dunkel und einfach wie immer. — Wenn ich doch diese biedereren Jacken und Hüte einmal in Stücke reißen könnte!

Während ich vor einem Laden warte, sehe ich plötzlich Felden herankommen. Ich springe auf ihn los und ziehe ihn an den Laden heran. Er guckt hinein, nickt, und spaziert dann draußen auf und ab. Bald kommen sie heraus, aber da fällt mir ein, daß Leni ja nicht allein ist. Schnell entschlossen reiße ich an dem Faden eines Paketchens, das sie trägt, dieses fällt auf die Erde, und im nächsten Moment sieht Felden neben ihr und bückt sich nach dem verlorenen Gegenstand.

Sie erkennt ihn, errötet über das ganze Gesicht, sie geben sich die Hand, wobei ich innerlich wieder den Druck fühle, und fort laufen wir, der Mama nach.

Diese hat von der ganzen Szene nichts gemerkt.

* * *

Ich liege neben der Wäsche im Garten und philosophiere wieder einmal. Es hat heute Morgen einen großen Spektakel gegeben, weil sie falsch aufgehängt war, und nun laufen die Mägde mit roten Köpfen umher und hängen die ganze Geschichte anders auf.

Ich zerbreche mir den Kopf, was das der Menschheit für Schaden gebracht hätte, wenn die Tücher und Hemden anders in der Luft geblüht hätten, und wundere mich, ob die Sonne vor Mergel zerfließen wäre, wenn sie die Stücke zuerst von der andern Seite hätte bescheinen müssen. Welches Glück, daß es bei den Hunden keine Hausfrauen giebt. Wehnlich wie ich, scheint auch der Professor zu empfinden, denn ich höre ihn oft vor sich hin die Hausfrauen ins Pfefferland wünschen, weil er an gewissen Wochentagen die Füße nicht vom Boden heben darf, um nicht in einen Wasserfäbel zu treten. Uebrigens muß es auch bei den Hausfrauen echte und unechte geben, denn Leni wird sicher einmal nicht so schlimm.

* * *

Es ist Winter. Ich liege am liebsten vor der Hausthüre unter dem Glasdach in beschaulicher Ruhe. Dabei sehe ich in das Gewimmel der Schneeflocken und verfolge die einzelnen, bis sie irgendwo haften bleiben. Dann wieder beobachte ich die Spazier und mache so meine Vergleichen zwischen ihnen und den Menschen, die aber meistens zu Gunsten der ersteren ausfallen.

Die Spazier sind immer vergnügt. Wenn sie ein Körnlein sehen, dann fahren sie mit großem Freudengeschrei darauf los, und man schmagt unwillkürlich mit der Zunge, weil man sieht, daß es ihnen so gut schmeckt. Daneben stelle ich dann in Gedanken das unheilbrohende Gesicht des Professors, wenn am Essen etwas nicht richtig ist, und das bitterböse der Mama, das Sturm verkündend den Mägden entgegenzieht.

Oft auch vergegenwärtige ich mir die heiße Sehnsucht Lenis nach einer Begegnung mit ihrem Offizier und schaue dann auf die Liebespärdchen unter den Spazier, die es so unendlich viel besser haben.

Da sitzt auf einem Ast ein Spazierfräulein, das gar leise und lieblich zwitschert und sein Köpfchen kokett hin und her wirft, um die Aufmerksamkeit eines flotten Spazierherrauf sich zu ziehen. Dieser läßt sich auch nicht lange erbitten, fliegt auf das Fräulein zu, und nun geht ein Schnäbeln und Nicken los, wie ich es meiner Leni wohl gönnen möchte.

Wenn dann eine große, nasse Schneeflocke beiden zugleich auf die Nase fällt, schütteln sie sie ab, schimpfen ein bißchen darüber und lassen sich die Laune weiter nicht verderben.

* * *

Halloh! das gibt wieder Geschichten, dessen bin ich sicher, einen solchen Skandal werden die engherzigen Seelen nicht ungekräft übergehen. Ich habe es ja recht gerne, sogar außerordentlich gern, wenn den Spießbürgern eine Nase gedreht wird, aber wenn meine Leni darunter leiden muß, dann wird mir der Spaß doch etwas zu dick. Und diesmal muß Leni sicher

darunter leiden, ich habe eine böse Vorahnung, und wir Hunde haben bekanntlich eine feine Nase.

Da kamen Richard und Leni gestern Abend nach Hause, — er ist wiedergekommen für Weihnachten, der liebe Richard — und da stürzte dieser gleich in Hansens Zimmer und rief:

„Eine herrliche Geschichte, die muß ich dir erzählen!“

Nun, ich höre auch gern herrliche Geschichten, und da Leni gleich in ihr Zimmer verschwand, lief ich hinter meinem Freund her und legte mich mit dem behaglichen Gefühl, etwas Schönes zu hören, zu seinen Füßen. Richard nun zündete eine Zigarre an, schüttelte sich noch ein paarmal vor Lachen und fing an zu erzählen:

„Du weißt ja, Hans, daß Leni und ich von der Tante Grite erworben wurden, um an ihrer Soirée mit Komödie zu spielen. Die Komödie, um die es sich handelt, ist wunderbarerweise ein famoseres Stück, nur hat es den kolossalen Fehler, mit einem Kuß zu endigen. Denk' dir, mit einem Kuß! und zwar ein Kuß, den ein junges Mädchen von einem jungen Herrn bekommt! Das ist ja haarsträubend! shocking! entsetzlich! Es würde ja den Leichtsinn geradezu provozieren. Wie aber den Kuß umgehen?“

Nun höre, wie sich unsere Spießbürger aus der Klemme ziehen: Entweder wird das Liebespaar von Geschwistern dargestellt und der Kuß hat Existenzrecht, oder, wenn das nicht möglich ist, muß er einfach wegfallen. Ob dann die Pointe darunter leidet oder nicht, das ist egal, wenn nur der Kuß vermieden wird.

Nun hatte Leni die Rolle des jungen Mädchens, folglich sollte ich den Liebhaber spielen. Ich aber — na ja, du kannst dir denken, daß ich nicht so 'n Giel war, den Spaß verderben zu helfen, ich erkläre mich vollständig unfähig zu der Rolle eines Liebhabers. Außer mir fiel nur noch der Felden in Frage, und so blieb nichts anderes übrig, als den zu nehmen. Weil der aber kein Bruder von Leni ist, sondern — na (Richard pffif leise), so sollte also nicht geküßt werden.

Felden versprach hoch und teuer, nicht zu küssen, und so konnte man denn dran gehen.

Heute Abend also war die Soirée.

Der Felden hat seine Rolle für Tantenaugen famos gespielt, nämlich mit einer Dezenz und mädchenhaften Brüderie, wovon du dir gar keinen Begriff machst. Nun pass' auf! Stell' dir 'mal die Geschichte recht vor. Da sitzt Kopf an Kopf die ganze liebe Spießbürgerlichkeit unserer teuren Stadt mit selbstzufriedenen, gleichgültigen Gesichtern, na, ich brauche sie dir ja nicht zu beschreiben — und vor ihnen auf der Bühne steht unsere prächtige Leni mit verschämtem, süßem Gesichtchen, und daneben ihr Galan, der Felden. Der Moment des Kußes, oder vielmehr des zu vermeidenden Kußes, ist da.

Alles wartet auf das Kompliment, das ihn vertreten soll und die Gesichter sind demgemäß ganz ruhig, denn Komplimente hat man schon mehr gesehen.

Da beugt sich Felden vor, aber, o Schrecken! wie ein Kanonenschuß dröhnt es durch den Saal, und die Leni hat einen Kuß da sitzen! Tableau! — —!“

Die Weiden brechen in dröhnendes Gelächter aus und lachen und wälzen sich auf der Erde, und ich springe vor Vergnügen auf ihnen herum wie toll. Ein solches Lachen habe ich seit Jahren nicht mehr gehört.

Da plötzlich tönt die Stimme des Professors an unser Ohr, die Fröhlichkeit ist auf einmal gedämpft, und ich schleiche mich hinaus auf mein Lager.

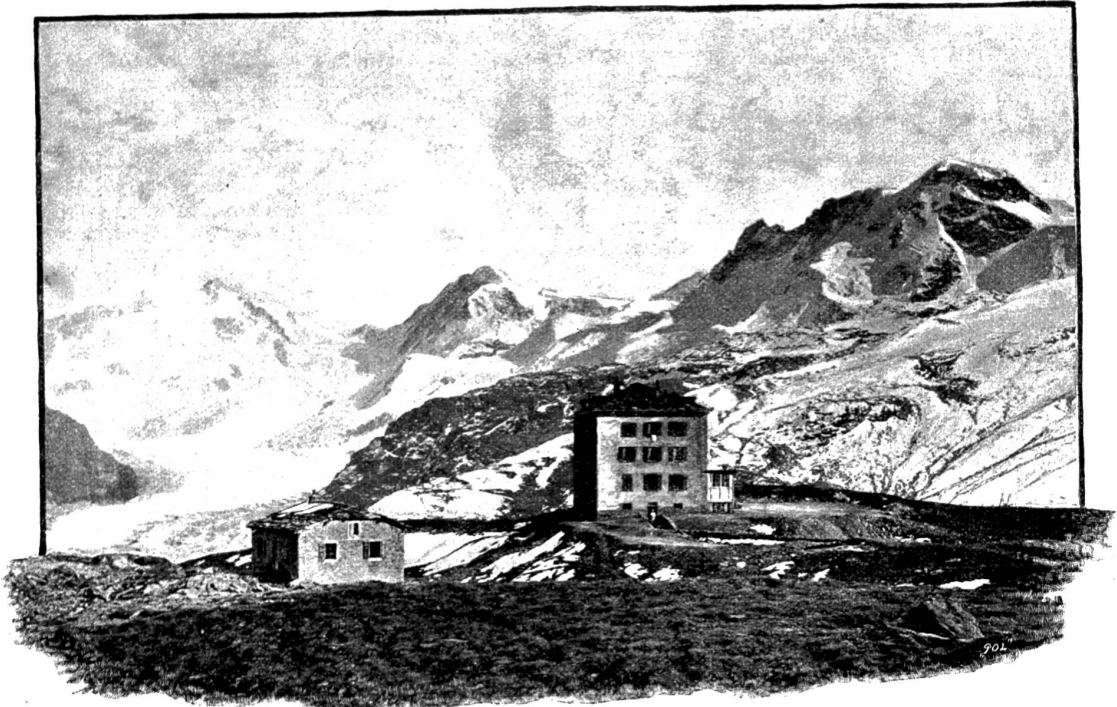
* * *

Ich habe richtig geahnt. Es hat wegen der unglücklichen Kußgeschichte einen großartigen Krach gegeben.

Am andern Morgen erschien eine Tante nach der andern, alle mit unheilverkündenden Gesichtern, und eine nach der andern ging triumphierend wieder fort. Aber nach jedem Besuch war das Gesicht der Mama finsterner, und Lenis blässer. Und dann gab es ein großes Familiengericht, und der Schluß war, daß Leni fortgeschickt wurde auf irgend ein altes Schloß, wo sie kochen lernen soll. Meine Leni fort! wie soll ich es hier aushalten ohne sie!

Bald darauf hörte ich auch, daß Felden verreist sei; wahrscheinlich will er sich ein wenig in Vergessenheit bringen und dann von neuem einen Anlauf nehmen.

* * *



Das Gasthaus auf Schwarzsee mit dem Breithorn, Lyskamm, Monte Rosa und Gornergletscher im Hintergrund.

Ach ich komme noch um vor Langweile! Wer kann aber auch in dem Stumpfsinn, der hier herrscht, seit Leni und Richard fort sind, bestehen! Gestern habe ich ein Huhn erwürgt, nur weil ich wußte, daß ich dann Prügel bekäme. Aber ich mußte einmal Abwechslung in mein Dasein bringen, und weil nichts anderes kam, zog ich mir eben Prügel zu. Lieber Prügel als Stumpfsinn.

Leni ist wieder da! Ich habe sie fast umgerannt, als sie kam, aber sie, wahrhaftig, kehrte mir den Rücken zu, und ich sah, daß sie die Thränen zurückhalten mußte. Zuerst war ich sehr erschrocken, aber nun verstehe ich den Grund: sie hat Heimweh nach Felden, und mein Anblick erinnert sie an alles. Arme Leni! aber jetzt wirst du ja nicht mehr lange warten müssen.

Die Zeit vergeht und Felden läßt sich nicht blicken. Zuerst haben wir immer noch gehofft, aber nun ist bald ein Jahr verstrichen seit Lenis Rückkehr, und ich zweifle mehr und mehr, daß er überhaupt kommt. Kann ich mich denn so getäuscht haben und haben nur die Frauen Hundeseelen?

Mit Leni ist eine große Veränderung vorgegangen. Nur zuweilen sprechen wir noch von den vergangenen Zeiten und von unserm Offizier, und dann ist Leni wieder die Alte; aber diese Augenblicke werden immer seltener. Außerlich ist sie ganz umgewandelt, und ich merke mit Schrecken, daß sie den Cousinen immer ähnlicher wird.

Sie streicht sich die Locken glatt zurück, läßt sich willig kleiden, wie die Mama es will, und geht mit den Tanten und allem übrigen, was in spießbürgerlichem Futter steckt, so zart und lieblich um, als ob sie mit allen Verschrobenheiten völlig einverstanden wäre. Ob es ihr wohl Ernst ist?

Ach, mir geht eine böse Ahnung nach der andern auf! Nun kommt auf einmal der langweilige Arthur alle Tage, und wie Leni früher neben Felden unter der Linde saß, so sitzt sie jetzt neben Arthur und läßt sich die Cour schneiden. Nur ist es ein wenig anders als früher; da ist kein Kreuzfeuer von Blicken und kein Rotwerden mehr hüben und drüben! Leni sitzt nur so da, starrt ins Weite oder stopft Strümpfe und läßt sich von Arthur vordozieren. Der redet mit der wichtigsten Miene von der Welt auf sie ein, aber gewöhnlich höre ich nicht zu, worüber sie sprechen, und wenn ich einmal einige Brocken auffange, so handelt es sich um Gemüse oder Obligationen.

Im übrigen ist Arthur ein guter Kerl, jedenfalls hat er Leni sehr gern. Wenn er kommt und er sie von weitem im Garten erblickt, dann strahlt er über das ganze Gesicht, schaut immer nur auf den Stern, der ihm winkt und ist dabei blind für alles andere um ihn herum. Ich kann mir oft das kleine Vergnügen nicht versagen, ihm dann gerade in den Weg zu liegen, es ist ein so erquickender Anblick, wenn er über mich stolpert.

Mich vernachlässigt Leni ganz, ich glaube, sie kann die Erinnerungen nicht ertragen, die ich in ihr wach rufe.

Heute ist Hochzeit. Leni heiratet den Arthur. Gestern hat sie mich noch einmal um den Hals gefaßt und schrecklich geweint und heute ist sie wieder so ruhig und undurchdringlich wie bisher. Nun, sie wird es schon aushalten, Hundeseelen ertragen alles.

Und ich? Ich bin auf einmal alt geworden und so werde ich denn noch ein Weilchen weiter gähnen und daneben hie und da ein Huhn erwürgen.

Aufschwung.

Es ruft der Lenz mich wiederum zum Leben,
Er klopft an meines tiefsten Daseins Pforte.
Gleich wie nun draußen tausend Blüten beben
In Zungen sprechend süße Liebesworte;

So will den Zauberschleier hold er weben,
Frisch auf mein Arbeitsfeld... das fast verdorrte! —
Es ruft der Lenz mich wiederum zum Leben,
Er klopft an meines tiefsten Daseins Pforte.